

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Deutsche jenseits der Grenze

Nun noch einiges zu den Veränderungen infolge Veränderung der allgemeine Lebenslage. Früher pflegte man hier die umfangreichen Versuche von Kammerer am Salamander anzuführen. Seitdem feststeht, daß ein Teil der Ergebnisse Kammerers gefälscht ist, muß an der Richtigkeit aller Versuche gezwifelt werden. Es bleiben aber noch andere Versuche. Prizbram arbeitete über den Einfluß erhöhter Temperaturen bei Ratten, Sumner bei Mäusen. Bei diesen Tieren nehmen Ohren, Schwanz und Füße bei der Erhöhung der Temperatur größere Länge an. Daneben zeigen sich eine ganze Reihe von anderen Veränderungen. Die Nachkommen solcher veränderten Tiere zeigten diese Veränderungen in abgeschwächter Form auch unter normalen Temperaturverhältnissen, aber nur dann, wenn die Befruchtung noch bei den hohen Temperaturen stattfand. Es handelt sich wohl um eine Dauermodifikation.

Unter Dauermodifikation versteht man eine künstlich hervorgerufene Veränderung, besonders bei Protozoen beobachtet, welche auch unter normalen Bedingungen zunächst erhalten bleibt, aber allmählich abflingt. Es handelt sich hier um Veränderungen des Plasmas, die den Zellkern und damit die Gene nicht beeinflussen. Nach einer Konjugation, einem Sexualakt, verschwinden daher diese Veränderungen immer. Bei den Ratten und Mäusen sind die Veränderungen der Extremitäten unter dem Einfluß erhöhter Temperaturen die Folge einer sicher ziemlich komplizierten Stoffwechselveränderung. Von der tragenden Mutter aus werden die Embryonen nur noch intrauterin in dieser Richtung beeinflusst und zeigen daher diese Veränderung der Extremitäten nur noch in abgeschwächter Form.

Ich glaube, mit diesen Beispielen gezeigt zu haben, daß alle Versuche zum Nachweis der „Vererbung erworbener Eigenschaften“ recht spärlich ausgefallen sind, daß es in allen Fällen auf Grund unserer heutigen genetischen und entwicklungsphysiologischen Kenntnisse Erklärungen für die angeführten Erscheinungen gibt, die ohne die „Vererbung erworbener

Eigenschaften“ auskommen. Es ist daher, um mit J. v. Wettstein zu sprechen, der Glaube an die Vererbung erworbener Eigenschaften etwa dasselbe, als wenn man noch heute annehmen wollte, daß sich doch die Sonne um die Erde dreht.

Wenn man also die Vererbung erworbener Eigenschaften ablehnen muß, so gewinnt die Pflege des Erbgutes eine ganz besondere Bedeutung. Keine Erziehung, keine Verbesserung des „Milieus“, keine Vervollkommnung des Individuums — also keine Verbesserung des Phänotyps — kann irgend etwas Bleibendes schaffen. Nur eine Förderung der vorhandenen guten Erträger — also der guten Genotypen — und ihre Vermehrung gegenüber den schlechten Erbtypen kann eine bleibende Verbesserung und damit den Aufstieg eines Volkes bringen. Erst wenn man dies bedenkt, wird man zu den Maßnahmen, die wir heute in Deutschland auf diesem Gebiete treffen, die richtige Einstellung finden und alle für den einzelnen eventuell auftretenden Härten im Hinblick auf das zukünftige Wohl der Gesamtheit in Kauf nehmen. Andererseits darf man aus diesen Ausführungen nicht den Schluß ziehen, daß Erziehung überhaupt wertlos sei. Voraussetzung für die Erziehung ist das vorhandene Erbgut — die Anlagen. Diese Anlagen zu entwickeln und zu formen ist Aufgabe der Erziehung. Die Erziehung schafft für die vorhandene Reaktionsnorm bestimmte Außenbedingungen. Zu diesen Außenbedingungen gehören aber nicht etwa nur die materiellen Bedingungen, sondern in ganz besonderem Maße die seelischen und geistigen Bedingungen der Entwicklung. Vom einzelnen werden direkt vererbt zwar wieder nur die ungeformten Anlagen, und diese Anlagen müssen in der nächsten Generation von neuem geformt werden. Das erzieherische Ineinandergreifen der aufeinanderfolgenden Geschlechter aber bildet die Grundlage, um für die vorhandenen Genotypen die gewünschten Umweltbedingungen zu erhalten. So vermag Tradition eine Verschiebung in der Erscheinungsform einer erblich konstanten Reaktionsnorm in bestimmter Richtung zu schaffen und zu erhalten.

Deutsche jenseits der Grenze.

Deutsche Weihnacht in den Pyrenäen.

Nicht jedem wurde das Glück zuteil, die erste deutsche Weihnacht im wiedererstandenen Vaterland feiern zu können. Einige Lehrer und Studenten des Deutsch-Akademischen Austauschdienstes in Frankreich zum Beispiel hielten es für geboten, auch die Weihnachtsferien in den Dienst ihrer Sache zu stellen. Ein Skifurs in den hohen Pyrenäen sollte es werden. Kommilitonen französischer, englischer und

tschechischer Nationalität haben unserer Einladung Folge geleistet.

Zwei Monate der Vorbereitung füllten die freien Stunden reichlich aus. Nicht ganz einfach, die verschiedenen Leute unter einen Hut zu bringen. Der eine will Zentralheizung, der andere möchte im Heu schlafen, am Geld fehlt es überall, und die wenigen Wintersportplätze sind erst im Entstehen begriffen

und nicht eingerichtet für so zünftigen Besuch. Daher auch wenig Verständnis und Entgegenkommen in der Preisfrage.

Aber einmal saßen wir doch im Nachtschnellzug, nicht ohne eine ansehnliche Geduldsprobe überstanden zu haben. Der Gute hatte nämlich nur vier Stunden Verspätung, und in Toulouse waren selbstverständlich alle Anschlüsse weg. Mit ihnen auch der dritte Kamerad des „vorbereitenden Ausschusses“. Der späte Nachmittag vereinte uns aber schließlich doch trotz aller Hindernisse zu einer ersten Sitzung. Im Schnee, versteht sich, und mitunter buchstäblich zu nehmen. Unser Pyrenäendörflein liegt über sechshundert Meter hoch, an der Grenze von Frankreich, Spanien und Andorra. Die Worte Hygiene und Komfort haben wir von vornherein klein geschrieben. So fiel es weiter nicht auf, daß die Wirkung des poetischen Kaminfeuers mehr auf Rauch als auf Wärme hinauslief. Der unentbehrlichen Orte ferner gab es drei. Das heißt, zunächst gelang es unseren vereinten Bemühungen, nur den einen, durch „WC“ irrtumsfrei kenntlich gemachten, zu finden. Leider fehlte Gebrauchsanweisung und Besteigungsgeschichte. Zu unserer Rettung entdeckten wir in den folgenden Tagen noch zwei weitere. Davon war eine indessen ganz eingeschneit, und der andere — na, der Alpinist kennt ja kein Grausen, und schließlich befinden wir uns doch in einem Hotel.

Ein strahlender Samstagmorgen. In schneidender Kälte rattern wir auf frischgewachsenen Brettern die teils vereiste, teils schneeblockierte Straße zum Bahnhof hinunter, die andern abzuholen. Von Toulouse, von Bordeaux, von Paris und Montpellier kommen sie. Mit singenden Motoren und heiser klingendem Rädergeräusch schießt der elektrische Puigcerda-Rapide aus dem Tunnel heraus, als ob er das Galten vergessen hätte. Ein Juchzer, im dritten Wagen sind die Kameraden. Das „Ausladen“ nimmt kein Ende. Schon liegt der schmale Bahnsteig voll, und noch immer fliegen Koffer heraus, große und kleine, Grammophon, Skier, Stöcke, Schachteln, Mäntel, — das Zugpersonal drängt ungeduldig, und in letzter Sekunde erst kommen die „Zaserln“ selber heraus und stehen ratlos vor ihren Siebensachen, denn es gibt nicht Taxi noch Wagen hier oben. Der „moniteur“ (Skilehrer) schüttelt zunächst mal jedem kräftig die Hand, die Anrede ist „Du“, und dann schafft er Rat für das Gepäck. Auf flink zusammengesperrten Skiern werden die Kostbarkeiten verstaут und spielend ins Quartier geschafft. Daß bei diesem sinnreichen Verfahren manch zierliches Kofferle mehr als einmal in den Schnee fliegt, tut der Begeisterung keinen Abtrag.

Nach dem Frühstück wird eingerichtet, die Betten „verpaßt“ — ach, was schimpfen die langen Deutschen! —, und im bläulichen Quaal des Wachsraumes stampft der unausstehliche Skilehrer schon auf und ab, kontrolliert das Wachsen, hilft die Felle und die gewünschten „ficelles“ aufziehen und gibt acht, daß so ein Oberschlauberger seine Bindung nicht verkehrt aufzäumt oder gar die funkelnagelneuen Schneepferde von hinten besteigt. Gegen Mittag ist alles flott zum Aufbruch. In 2000 Meter Höhe, am Col Buymorens, steigt das alte und immer wieder reizvolle Schauspiel des ersten Kurstages, diesmal auf französisch. Nur

so einzelne Fachausdrücke vom Arlberg wie „Murks“ und „Gfrett“ und „Sakra, stemmen sollst!“ bleiben in der Ursprache bestehen. Und wie wir in der früh hereinbrechenden, vorweihnachtlichen Dämmerung abschnallten, um durch den unmöglich vereisten „Schlauch“ zu Fuß heimzureiten, bemerkt einer der Meistgeplagten treuherzig: „Ein jeder trägt sein eigenes Marterholz“.

Am Abend gibt es so viel zu erzählen, reden macht warm, und die Sprachfanatiker mußten oft die Sorgenstirn runzeln und um „parlez français s'il vous plait“ bitten. Aber wie soll man auch so gewisse zwerchfellanregende Stoffe aus dem Berglerischen ins Deutsche alias Preussische und dann ins Französische übersetzen? Impossible! Folge, man verzicht sich auf die Zimmer. Bis spät schlagen die Türen, Lachsälven erschüttern Haus und Bettladen, und aus der Tiefe des Skistalles dringen überzeugend die Uröne des probenden „Kirchchores“. Das wird ein Aufstehen geben! War ja von jeher „der schwersten eines“, aber nach solchem Umtrieb? Wiewohl über der Toilette bestimmt keine Zeit zu versäumen war, denn die Zahn pasta war unabänderlich eingefroren und zu einer Art fürst-Pückler-Eis, und im Waschbecken hätten unsere Kleinsten vermutlich Schlittschuh laufen können. Hilft aber alles nichts. Also Schneeballen her! („Türschloß“ hängt ethymologisch nicht immer mit „schließen“ zusammen). Das ist ein Gallo! Gewisse „Einschüsse“ über den Betten zeigte man noch nach vierzehn Tagen als eindrucksvolle „Souvenirs“. Grausam ist er schon, der moniteur, und das am Vorabend des hohen Festes. Aus Rache wurden mit an diesem Tag „Badewannen“ serviert, die von einer indischen Elefantenherde hätten stammen können. So räumten wir schon früh am Nachmittag das wüste „Trichterfeld“ am Buymorens und fuhren ab. Herrlich verglühte die Winterfonne auf Graten und in hohen Westflanken.

Drünten gab es viel zu richten und sogar ein bißl heimlich zu tun. Welcher Deutsche wird nicht Kind, wenn die Weihnachtsglocken läuten? Allein stahl ich mich zum Gostor hinaus und strebte dem einzigen baumbestandenen Berghang zu. Nie zogen die lieben Bretter lautloser durch den lockeren Schnee als heute abend. Sie wollten meine Gedanken nicht stören. Der Bach hemmte meinen Lauf. Ich versuchte, ihn auf Blöcken zu queren, die Skier geschultert, aber auf halbem Weg muß ich zurück. Da sehe ich erst, daß der Mond am blauen Nachthimmel steht und allen Schnee am verwehten Bachufer in Hunderttausende glitzernder Kristalle verwandelt hat. Ich befinde mich also richtig im Märchenland, Weihnacht im Schnee. Über dräugend verwächtete Felsen und jähe Abgründe arbeite ich mich hoch, heut nacht beißen ja die Zunde nicht, die Schwerter schneiden nicht, und der zornige Bergesalte schläft. Endlich habe ich ein Fleckchen Erde ausgesucht, eine Tanne, die unser Christbaum werden soll. Selige Weihnachtsstimmung im Herzen, kehrte ich rasch zum Hotel zurück. Dort dampfte schon die Suppe auf weißgedecktem Tisch, grüne Zweige drauf und rote Bänder, dazu Kerzenlicht und leuchtende Mädchenaugen. Sarziger Fichtenduft durchzog das Zimmer. Ich hatte wahrlich keine Zeit mehr, mich fein zu machen. Sturmhaube und Handschuhe runter, in grobem Loden Platz nehmen neben der Sütten-

mutter, und schon war der Alltag vorbei, der heilige Abend hereingebrochen. Die alte Baslaute war auch mit heraufgekommen, und ihre weichen, vollen Akkorde läuteten unsere Bergweihnacht ein. Und dann braust der Chor deutscher Weihnachtslieder, innige Wiegenlieder dazwischen und feierliche Prätoriausätze, auch eine Blütenlese französischer Gesänge, so das wunderfeine „Entre le boeuf et l'âne gris dors, enfant divin!“. Auch deutsche „Guzele“ hatten den Weg über die Zollgrenze gefunden.

Mitten drin gingen zwei aus der Runde weg, banden still die Skier unter, knöpften die Windlichter an die Brust, und husch waren sie in der Nacht draußen. Im Rucksack trugen sie die Kerzen, die vielen weißen, für den Christbaum. Von Weihnacht und von Hause war ab und zu die Rede, so beim Steigen und Auschnaufen. Oben, am ausgewählten Ort, hub sich ein geschäftig Treiben an. Alle die Lichter aufstecken und anzünden. Drunten, vom lampenerhellten Dorf her nahte schon ein dunkler Trupp unserer Leute. Ein wegfundiger „Engel“ führte sie an. Bald erscheinen sie tief unter uns am Fuße des Steilhangs. Wir zünden die ersten Lichter an. Und als die letzten auftauchen, weist ihnen der strahlende Baum den Weg. Die Flöte spielt eine Hirtenweise, währenddessen scharen sich alle um den Lichterbaum, tief eingewühlt in den Schnee, auf die Skistrecken gestützt. Stille Nacht, heilige Nacht! Wer hätte sie nicht lebhaftig gefühlt und empfunden? Ein paar Worte aus rauher Kehle und geradem Herzen, Worte von Kameradschaft, von Heimat und Vaterland, einige Minuten des Schweigens und des Gedenkens, ein vierstimmiger Chor „Es ist ein Ros entsprungen“, und dann tauchten die Skispitzen wieder ins nächtliche Weiß, kein Laut, außer ihrem leisen Zischen und dem Knacken der Zweige.

Eine Familie waren wir geworden, Kameraden, ohne Ansehen der Konfession und Nation. Wie schwer mag es unseren Franzosen fallen, an die „Barbaren“ zu glauben, mit denen sie die heiligste Stunde verlebt haben, die es für den Deutschen gibt! Ein Wunder und ein Rätsel war selbst den Leuten des Dorfes unser Baum, als sie ihn droben flammen sahen. Ein paar französische Gäste, die wir zum ersten Teil der Feier im Hotel eingeladen hatten, waren tiefbewegt, und einer davon erzählte uns nachher voll Stolz, er stamme von deutschen Großeltern ab.

Nachher gingen wir noch in die Mette. Wir freuten uns darauf. Das erste Läuten hatte uns noch beim Abstieg begrüßt. Und um dreiviertel Zwölf kletterten wir durc die steilen, oft vom Schnee ganz verblasenen Gäßchen zwischen den fensterlosen Steinhäusern hinauf zum Kirchlein, der Erwartungen voll. Umso größer sollte die Enttäuschung werden. Gerne würden wir diese häßliche Prosa vergessen, aber es war halt doch Wirklichkeit, mitten in unserm Weihnachts Traum. Diese Kälte, Inhaltslosigkeit des Gottesdienstes, dieses unheilige Volk, das da in den Bänken herumlungerte, dieser seelenlose Kitsch — wir dachten an die ergreifende Frömmigkeit des armen Bergvolkes im heiligen Land Tirol —, es war für unsere weihnachtlichen Herzen Blasphemie. Und jeder hätte unser Empfinden geteilt: Das deutsche Gemüt, sein Adel und seine Feinheit, sind ein stärkeres Band als die äußerliche Einheit der Konfession. In der Stunde tiefster religiöser Bewegtheit waren wir nicht mehr Protestanten und Katholiken, o, keiner hätte es vom andern auch nur gewußt, wohl aber sahen wir, daß hier etwas vollkommen fremdes unserer deutsche Seele, unserer nordländischen Religiosität entgegensteht.

Es erübrigt sich, zu schildern, wie unsere Kameradschaft mit jedem Tag fester wurde, herzlicher, vertraulicher. Unermüdete Arbeit am Übungshang, Schäden an Brettern und Gliedern, opferbereite Hilfe, schwere ernste Bergtage, Gipfelsonne und — straffe deutsche Disziplin. Keinem wäre eine Erinnerung aufgestiegen an Pazifismus und kosmopolitische Gefühlsduselei. Dafür wußten die Deutschen zu gut, auf welches Kreuz der da vorn geschworen hat, der sich durch den metertiefen Neuschnee wühlt, im heulenden Schneesturm spurt, tückische Felsen und lauernde Lawinen vermeidend und mit rauhen Kommandos alle sicher zu Tal führend, hinaus aus der weißen Wüste. Und die andern — mußten es ahnen. Mußten einmal erleben, daß soldatische Zucht und Ordnung, daß die Liebe zu Befehl und Strammstehen aus derselben Volksseele kommt wie jene Friedfertigkeit, jene heimelige, so unendlich kriegsferne Stimmung unterm Christbaum, und nicht zuletzt jene selbstvergessende Hilfsbereitschaft und Kameradentreue. All das geschah schlicht und ohne Reden, ohne Fahnen und ohne Brauhemd, keine erhobene Hand. All dieser hochzuschätzenden Dinge und vertrauten Zeichen mußten wir entraten, eine Handvoll Leute bei unscheinbarer Kleinarbeit auf Vorposten.

Richard Garlacher.

